

Äußerlich geringfügig, unscheinbar, für das Verständniß der allgemeinen Kulturentwicklung der Menschheit aber hochbedeutsam ist das Material, welches den Gegenstand der folgenden Besprechungen bildet.

Das möchte ich vorausschicken: ich spreche nicht als Kunstkenner, sondern als Anthropologe — doch über Materien, in welchen sich Archäologie und Anthropologie direkt die Hand reichen. Wenn sich auch die moderne Anthropologie vorwiegend der Erforschung der körperlichen Eigenschaften des Menschen widmet, so hat sie doch nicht darauf verzichtet, auch die Grundlagen der geistigen Entwicklung der Menschheit, die Grundphänomene des gesellschaftlichen Lebens und zwar vor allem jene, welche sich in wirklichen Naturobjecten, wie Nahrungsmittel, Wohnung, Geräth, Waffen, Schmuck darstellen, in den Kreis ihrer Studien zu ziehen. Dadurch tritt die Anthropologie in directe Verbindung mit Kulturgeschichte und Archäologie. Aber während diese beiden Disciplinen gerade in der Darstellung der höchsten Blüthen des menschlichen Geistes ihre Hauptaufgabe suchen müssen, beschäftigt sich die Anthropologie mit den „Anfängen der Kultur und Kunst“, wie wir dieselben theils bei den einem Naturzustande näher stehenden Völkern und Rassen noch heute beobachten, andererseits aus den Kulturresten reconstituiren können, welche uns die ältesten Bewohner unseres Continents hinterlassen haben. Namentlich aus der letzteren Reihe beabsichtige ich Ihnen heute Einiges vorzulegen.

Keineswegs selten sondern sehr zahlreich finden sich überall in Europa die Objecte der archäologisch-anthropologischen Forschung. Wir finden die Reste uralter Ansiedelungen und Verkehrswege, Cultusstätten und Befestigungen. Ein eigenartiger längstverschollener Ackerbau hat an vielen Orten seine Spuren als sogenannte „Hochäcker“ dem Boden seit Jahrtausenden unverilgbar aufgedrückt.

Nach Tausenden zählen auch in unseren Gegenden die uralten Begräbnißstätten in Hügeln und Gräberfeldern, wo nach altheidnischer Sitte neben den Leichnamen Waffen und Schmuck der Männer und Weiber mit den Urnen und den Geräthen des täglichen Gebrauchs niedergelegt wurden. Aus der Zusammenstellung all' der bis jetzt bekannt gewordenen Einzelfunde gelingt es schon, ein reichfarbiges Bild der Culturentwicklung der europäischen Vorzeit zu entwerfen.

Während in früherer Zeit namentlich die heidnischen Grabstätten als die wichtigsten Quellen der anthropologisch-archäologischen Forschung galten, eröffneten sich in neuerer und neuester Zeit Fundstellen, welche ein überraschend viel reicheres und weit vollständigeres Material lieferten. Ich meine die Ruinen jener alten Wohnplätze, welche aus dem Schlamm und Schutt der Jahrtausende wieder ausgegraben wurden, aus denen uns, ähnlich wie aus den wiedererschlossenen Aschenhügeln des Vesuv, der volle Reiz des täglichen Lebens aus grauer Vorzeit entgegenleuchtet.

Die conservirende Kraft der trockenen vulkanischen Asche, welche uns die Kunstschätze von Herculaneum und Pompeji so wunderbar frisch erhalten hat, wird in unseren Fundstellen ersetzt durch die die Fäulniß und Drydation hindernde Wirkung torf-ähnlichen Schlammes und wirklichen Torfes in Seen und Moorstrecken. In den Höhlen unserer Kalkgebirge findet sich nicht selten eine die zerstörenden Einwirkungen der Atmosphäre abhaltende Schutzdecke von Tropfstein oder Tuffstein über die

Reste alter Wohnplätze gebreitet. Während auf dem flachen Lande die Spuren der alten Wohnstätten, ihrem meist vergänglichen Materiale: Holz und Lehm, entsprechend, fast vollkommen verschwunden sind, finden wir an den genannten schützenden Orten ihre Reste oft noch in einem geradezu staunenerweckenden Erhaltungszustande.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, Ihnen im Einzelnen die Geschichte der Funde vorzuführen, denen wir den neuen Aufschwung der anthropologisch-archäologischen Forschung verdanken. Sie erinnern sich noch Alle daran, wie lebhaft das allgemeine Interesse erweckt wurde, durch die erste Auffindung der Ruinen jener merkwürdigen in die Seen hineingebauten vorgeschichtlichen Wohnstätten, der Pfahlbauten und der ihnen ähnlichen Ansiedelungen, welche namentlich in die Museen der Schweiz reiche Schätze kulturgeschichtlichen Materials lieferten.

Haben schon die Pfahlbaufunde uns einen Einblick in eine aufsteigende Culturentwicklung in grauer Vorzeit eröffnet, so sind doch vom anthropologischen Standpunkte aus die Funde alter Wohnplätze in den Höhlen noch bedeutsamer, da wir den letzteren ein noch viel höheres Alter als den Pfahlbauten zusprechen müssen.

Während wir in den Pfahlbauten, auch in jenen, deren Bewohner nur Waffen und Geräthe aus Stein, Knochen und Horn benützten, deutliche Beweise eines alten Ackerbaus finden: die Getreidekörner (Gerste) und die flachen Handmühlsteine, um ein rohes Mehl zu bereiten, ja die verkohlten Reste des daraus gebackenen, dem westphälischen Pumpernickel ähnelnden Pfahlbauernbrodes selbst; während in jener Periode der Leinbau sehr verbreitet war, wie uns die in Masse gefundenen Samen, die Spinnwirtel und Spindeln, die Webegewichte u., dann Faden, Stricke, Netze und die Gewebe verschiedener Art und Technik beweisen; während uns im Allgemeinen aus den Resten der Pfahlbauten schon eine gewisse höhere Culturentwicklung entgegentritt,

aus mannigfachen Geräthen und Töpfereiresten, aus den Knochen der zahlreichen geschlachteten Hausthiere — deuten die Reste der ältesten Bewohnung durch den Menschen in den Höhlen auf viel unentwickeltere Lebensverhältnisse. Wir haben hier die Ueberbleibsel eines von Jagd und Fischfang lebenden Volkes vor uns, welchem der Ackerbau und die Viehzucht unbekannt waren, und bei denen sich die Kunst, Geschirre aus plastischer Erde zu formen und zu brennen, keineswegs schon als ein allgemeines Bedürfniß entwickelt hatte. In einigen der Höhlen, und zwar gerade in jenen, welche sonst die auffälligsten Funde geliefert haben, sollten sich nach dem freilich noch bestrittenen Zeugniß der Entdecker keine Topfscherben unter den übrigen Zeugen einer alten Bewohnung gefunden haben. Wenn sich dieser negative Befund bei sorgfältiger Beachtung neuer Ausgrabungen bestätigen sollte, so steht ihm doch schon jetzt der positive Nachweis gegenüber, welcher von den vorurtheilsfreiesten Geologen und Anthropologen, ich nenne nur den Namen D. Fraas, geführt wurde, und welche unter den ältesten Resten in den einstmals bewohnten Höhlen auch Geschirrtrümmer von gebranntem Thon aufgefunden haben. Auch in der von Herrn Zittel in Gemeinschaft mit D. Fraas ausgebeuteten Räuberhöhle bei Regensburg, in den Höhlen der fränkischen Schweiz, deren Ausgrabungsergebnisse ich mit aller Sorgfalt untersuchen konnte, sind aus ältester Zeit Topfscherben mit aller Bestimmtheit nachgewiesen.

Doch ergeben auch unsere für die Töpferei in jenen alten Tagen bejahenden Funde, daß wir hier an der Grenze der Erfindung der keramischen Kunst stehen.

Keineswegs schließen die Anthropologen schon deshalb auf das höhere Alter der Höhlenbewohnung gegenüber den Pfahlbauten, weil in ersteren sich unentwickeltere, rohere Culturverhältnisse zeigen; die Wissenschaft hat dafür vollkommen positive Beweise.

Unter den zahlreichen Thierknochen, welche aus den Fund-

schichten der Pfahlbauten gehoben wurden, finden sich nur die Reste von Thieren, welche entweder noch jetzt in den betreffenden Gegenden leben, oder noch zu historischer Zeit dort gelebt haben. Anders verhält es sich mit den Knochenresten in denjenigen Höhlen welche in ältester Zeit vom Menschen bewohnt wurden.

Neben den Knochen von Reh, Hirsch, Wildschwein &c. finden sich solche von Thieren, welche bei dem heutigen Stand des Klimas an den Fundorten nicht mehr sich zu halten vermögen. Am berühmtesten ist unter diesen Thieren das Renthier, welches, wie die zahlreichen Reste, die es hinterlassen, beweisen, einst nicht nur in unseren Gegenden und in der Schweiz, sondern auch im südlichen Frankreich herdenweise gelebt hat und eine Hauptjagdbeute der alten Höhlenbewohner ausmachte. Seine Knochen, namentlich sein Geweih wurden mit besonderer Vorliebe von den Höhlenbewohnern zu Geräthen, Waffen und Werkzeugen verarbeitet. In der Pfahlbauzeit sehen wir dagegen namentlich den Edelhirsch, seine Knochen und sein Geweih an die Stelle des Renthiers getreten.

Die alten Renthierjäger lebten sonach in Zeiten, in welchen sich das Klima durch einen hochnordischen Charakter noch wesentlich nicht nur von dem heutigen, sondern auch von dem aus den ältesten Ueberlieferungen für unsere Gegenden historisch bekannten klimatischen Verhältnissen unterschied.

Sedenfalls, wenn wir auch keinen Anhaltspunkt haben, um die seitdem vergangenen Jahrhunderte zu zählen, reicht die Bewohnung der Höhlen, reichen die Funde einer aus ihrem Boden gehobenen primitiven Cultur in graue Zeitfernen zurück und geben uns Gelegenheit die Culturentwicklung unserer Vorfahren gleichsam an ihrer Wiege zu belauschen.

Wie unentwickelt müssen wir uns das Leben der alten Renthierjäger denken, wenn ihnen wirklich gelegentlich sogar zu der primitivsten Verfeinerung des Mahles die erste Vorbedingung:

der Kochtopf fehlte? Aber hier tritt uns eines der auffallendsten Probleme der Kulturforschung entgegen.

Neben den Waffen und Geräthen, namentlich aus geschlagenem Feuerstein gefertigt, welche wir den ältesten Fundschichten der Höhlen entnehmen, finden wir auch zahlreiche Stücke von bearbeiteten Knochen und Geweih, namentlich, wie ich schon erwähnte, vom Renthier. Aus diesem festen Materiale wurden Dolche und Messergriffe, Pfriemen und Nadeln, Schabinstrumente, Pfeile und Harpunenspitzen u. A. geschnitten, welche in Form und Technik den von Eskimo's vor dem Verkehr mit civilisirten Nationen allgemein, aber auch noch heute, gebrauchten Waffen und Geräthen in auffälliger Weise ähnlich sehen.

Unter den Stücken des bearbeiteten Renthiergeweihs finden sich im Höhlenschutte nun aber auch jene wahren Kunstobjecte, welche in neuester Zeit unter den Anthropologen so großes Aufsehen gemacht haben. Es sind in Renthiergeweihstücken eingeritzte zum Theil wirklich lebensvolle Zeichnungen, meist Thiere aber auch Menschen darstellend, oder aus Renthiergeweihstücken geschnittene Thiernachbildungen.

Diese Darstellungen sind Zeugen einer gewissen Entwicklung des Kunstsinns, einer Freude am Naturschönen, welche sich bis zu einer ihren Zweck in sich selbst tragenden Nachbildung desselben erheben.

An der Anfangsgrenze der europäischen Kultur sehen wir hier Leistungen auftreten, welche sich in gewisser Beziehung, wenigstens in der Fähigkeit objectiver Naturnachbildung, der Technik einer späteren weit höher entwickelten Periode überlegen zeigt, aus welcher uns die prachtvollen Waffen aus Bronze, Schmuck aus Bronze und Gold u. erhalten sind, deren Ornamentirung fast ausschließlich aus Linienkompositionen geometrischer Art besteht.

Die ersten Höhlen-Funde dieser Art wurden von den bekannten anthropologischen Forschern Christy und Cartet im süd-

lichen Frankreich, in der Dordogne gemacht. In die Kalkgebirge jener malerisch schönen Gegend haben sich die Ströme tiefe Thäler mit senkrecht gegen üppige Wiesenflächen abfallende Felswände eingerissen, in welchen sich zahlreiche größere und kleinere Höhlen, Grotten und Felsnischen vorfinden. Alle diese natürlichen Schutzörter waren, wie die Funde erweisen, in sehr alter Zeit von Menschen bewohnt. Dem conservativen Sinne der Menschheit entspricht es, daß bis in die heutigen Tage herein in jener Gegend die Benützung natürlicher und künstlicher Felsenhöhlen Gebrauch geblieben ist. Ganze Felsenwände sieht man dort mit Fenster und Thüröffnungen bedeckt, welche in künstlich ausgehauene, manchmal stockwerkartig über einanderliegende Kammern und größere Räume führen. Diese künstlichen Felswohnungen dienten in früheren unruhigen Zeiten der umliegenden Bevölkerung als geschützte Zufluchtsstätten in Feindesgefahr und werden theilweise noch heutigen Tages namentlich als Vorrathsräume benützt. In neuester Zeit wurden durch Herrn Lehrer Merk in der Gegend des Bodensees zwischen Constanz und Schaffhausen in einer Höhle, dem Kesslerloch bei Dayingen, schon auf schweizerischem Boden, ähnliche Funde gemacht. Das Kesslerloch ist eine nur wenig tiefe von natürlichen Pfeilern gestützte Felsengrotte, ähnlich jenen kleinen Höhlen, welche in der Dordogne die reichste Ausbeute geliefert haben. Auch hier finden wir noch in der Nähe zahlreiche künstliche Felswohnungen in die senkrecht gegen den See abfallenden Sandsteinwände (bei Ueberlingen) eingearbeitet, welche das Volk als „Heidenlöcher“ benennt. —

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen zunächst die wichtigsten Objecte, welche von dieser frühreifen Kunstentwicklung der europäischen Urvölker Zeugniß geben, in aller Kürze skizzire.

Aus den Höhlen der Dordogne besitzen wir Zeichnungen von Fischen in ein cylindrisches Stück Renthiergeweih gravirt. Auf dem Schaufelstück eines Renthierhorns zeigt sich die einge-

tiefe Zeichnung von Kopf und Brust eines Steinbock ähnlichen Thieres. Auf einem anderen Geweihstück sehen wir eine Gruppe von Renthieren. Am beachtenswerthesten, da sie mit einigen der in Mykenä von Schliemann gefundenen Aehnlichkeit zeigt erscheint mir eine Gruppe, welche aus zwei Pferdeköpfen und einer nackten menschlichen Figur besteht neben einem fast schlangenartig sich niederbeugenden Baum; offenbar ist nach der Richtung der durch Striche angegebenen Aeste eine Fichte oder Tanne gemeint. Der Baum ist der Raumbeschränkung wegen in dieser sonderbaren Lage dargestellt. An ihn schließt sich ein System senkrechter und horizontaler Striche an, welche eine Art von Flechtwerk etwa eine Hürde darzustellen scheinen.

Außer diesen und einigen anderen in ihrer Aechtheit aber weniger sicher verbürgten Gravirungen fand sich auch ein wahres plastisches Werk aus Hengeweih geschnitten. Es ist ein Dolchgriff, ein hirschähnliches Thier darstellend. Mit staunenerweckender Geschicklichkeit und Geschmac hat es der alte Künstler verstanden, die Stellung des Thieres dem beschränkten Raume anzupassen. Stylisirt und doch lebensvoll beugt das Thier das Geweih auf den Hals zurück; während die Vorderläufe unter die Brust gezogen sind, strecken sich die Hinterbeine der knöchernen Klinge entlang. Wenn auch ziemlich roh in der Ausführung könnte dieses merkwürdige Stück noch heute einem modernen Künstler als Modell dienen.

Nicht weniger reich waren die Funde im Kesslerloch.

Unter den auf Renthiergeweih eingravirten Tavinger Zeichnungen ist am berühmtesten das weidende Renthier, dessen Naturwahrheit und sichere Strichführung kaum von einer der Dordogner Zeichnungen erreicht wird. Es ist das um so mehr zu bewundern, weil das Material, auf welchem sich die Zeichnung findet, hart, das zur Einritzung dienende Instrument, wahrscheinlich ein spitzer Feuerstein, roh und ungefüge erscheint. Daß es trotzdem möglich ist, derartige Gravirungen in festen Knochen mit

einem Steininstrument herzustellen, hat aber Herr Gundersen Graf Wurmbrand bewiesen, welcher vor unseren Augen mit einem im Kesslerloch gefundenen Feuersteinsplitter auf frischen Knochen ein wohlgelungenes Abbild dieses grasenden Renthiers in relativ kurzer Zeit herstellen konnte. Auf zwei anderen Renthierstangen, welche, wie die erstere, Griffe von größeren Instrumenten gewesen zu sein scheinen, zeigen sich Zeichnungen von Pferden, von denen namentlich der vorgestreckte Kopf des einen Naturbeobachtung bekundet.

Eine andere, rohere Zeichnung eines Pferde- oder Renthierkopfes finden wir auf dem Griff eines Dolches aus Kengeweih. Auch die rohe Umrisszeichnung eines springenden Hirsches will ich noch erwähnen.

In dem Kesslerloch haben sich zwei eigentliche Schnitzereien aus Renthierhorn gefunden. Das eine das Stück eines Handgriffs einen Stierkopf darstellend, ist das berühmte Object, welches als Kopf des Moschusochsen bezeichnet zu werden pflegt. Auf den Moschusochsen, der wie das Renthier heute nur noch im höchsten Norden lebt, während sein früheres Vorkommen im Rheinthale auf das Sicherste constatirt erscheint, hat man bei der fraglichen Sculptur darum gerathen, weil bei dem Moschusochsen wie auf dieser Darstellung die Hörner lockenartig an dem Schädel herabgebogen sind. Die Hörner richten bei dem Moschusochsen zuerst ihre Concavität nach vorne, wenden sich aber schließlich mit ihrer Spitze wieder nach hinten. Diese charakteristische letzte Rückwärtsbiegung der Hörner würde der alte Künstler, dem es so sehr um Naturwahrheit zu thun war, daß er sogar die Haare des Fells darzustellen suchte, gewiß nicht vergessen haben, wenn er wirklich einen Moschusochsen hätte bilden wollen. Mir scheint als genügender Grund für die Abwärtsbiegung der Hörner die nothwendige Anpassung an die Form des gewählten Geweihstückes und dann der Zweck, einen handlichen Griff zu bilden, an welchem vorstehende spitze Theile der Zerbrechlichkeit und der

Unbequemlichkeit wegen zu vermeiden waren. Ich kann in dem primitiven Kunstwerke nur eine freistylisirte Nachbildung eines Stierkopfes erkennen, weniger formgeschickt aber im Princip der Nachbildung des Hirsches mit dem zurückgelegten Geweih aus der Dordogne verwandt.

Eine zweite Schnitzerei, welche wohl auch einst das Griffende eines Messers zierte, zeigt eine merkwürdige Doppeldarstellung. Von der einen Seite erkennen wir ein wohlausgeführtes, ziemlich langgestrecktes Pferdeköpfchen; von der anderen Seite erscheint das Köpfchen eines Hasen mit langen ebenfalls wie die Hörner des Stierkopfs, um das Abbrechen zu vermeiden, zur Seite gelegten Ohren.

Das sind die wichtigsten jener vielbesprochenen Beweise der ältesten Kunstentwicklung der europäischen Urmenschen.

Wir können ihnen einen relativ hochentwickelten Sinn für Naturbeobachtung nicht absprechen; wir müssen sie, wenn auch als primitive, doch als wahre Kunstwerke gelten lassen.

Man glaubte wohl anfänglich, die ganze Frage nach dem Wesen dieser nicht recht in das System passenden Funde dadurch aus der Welt schaffen zu können, daß man die Echtheit der Fundgegenstände leugnete. Es ist richtig, daß, nachdem diese wichtigen Funde gemacht waren, in bedauerlicher Weise auch gefälschte Nachahmungen producirt und verkauft wurden, und ich rechne es unter die wesentlichen Verdienste unseres L. Lindenschmit, für zwei nachträglich producirte Objecte den Nachweis der Fälschung geführt zu haben. Nach eigener, gewissenhafter Prüfung der Gegenstände selbst hat sich aber meine Meinung dahin festgestellt, daß wenigstens die eben besprochenen Kunstwerke keine Fälschungen sind, sondern als reale Objecte betrachtet werden müssen, mit welchen wir bei der Reconstruction der alten Cultur Europa's stets werden zu rechnen haben. Ich vermag auch in der Anerkennung der Echtheit dieser Zeichnungen und Schnitzereien keine principielle Schwierigkeit zu erkennen.

Die Darstellungen sind doch meist, — was auch manche Gelehrten darüber in dem ersten Erstaunen über die unerwarteten Ergebnisse der Ausgrabung Ueberschwengliches gesagt haben mögen — recht naiv und erheben sich wenig oder nicht über die bekannten Abbildungen von Naturobjecten, wie sie wilde Völker in allen Theilen der Erde machen oder gemacht haben. Wir sehen bei den uncivilisirten Rassen ebenso wie bei unseren Kindern, daß das Verstandniß für Nachahmung von Naturobjecten dem Verstandniß für Linienornamentik in geometrischen und phantastischen Mustern vorausgeht oder sich wenigstens schon gleichzeitig mit dem letzteren entwickelt.

Aus den zahlreichen Beweisen, welche uns die Ethnographie liefert, daß uncivilisirte Völker, auch ohne Kenntniß der Metalle, einen relativ hoch entwickelten Kunstsinne zeigen können, greife ich als Beispiel die Kunst der Eskimos heraus. Die Eskimo leben unter ähnlichen äußeren Lebensbedingungen wie die alten Höhlenjäger Europa's in einem kalten Klima vorwiegend von Fischfang und der Jagd des Renthiere, und sie verstehen es wie jene, Zeichnungen in Knochen und Treibholztäfelchen, sowie Schnitzereien in Bein und Horn auszuführen. Sir John Lubbock veröffentlichte eine Anzahl von Eskimo-Zeichnungen (Gravirungen) auf Knochen, welche Scenen aus der Jagd und dem Fischfange, das Stillleben im Hause, Spiele der Kinder u. A. m. darstellen. Herr Professor Ecker zeigte bei dem deutschen Anthropologen-Congreß zu Constanz Eskimo-Zeichnungen auf Treibholztäfelchen gravirt, welche etwa dieselben Gegenstände behandeln. Namentlich charakteristisch sind die Darstellungen von Fischen und vom Eisbären. Auf den Lubbock'schen Abbildungen sind die Renthiere besser gelungen; eines derselben entspricht in Ausführung und Stellung des Körpers und der Beine auffallend jenem aus der Thayinger Höhle.

Die Schnitzereien aus Knochen stellen bei den Eskimos wie bei den europäischen Urmenschen die häufigsten Jagdthiere

dar, also dort den Seehund, den Eisbären. Auch Menschen finden sich gelegentlich auf diese Weise dargestellt. Sehr charakteristisch scheint es mir für eine primitive Geschmacksrichtung, daß sich unter den Eskimoschnitzereien auch solche Doppeldarstellungen finden wie das Thayeringer Pferde-Hasenköpfchen: Eisbär und Seehund, zwei zusammenhängende Menschenbüsten.

Bei den Eskimos ist ebenso wenig, als wir das von unseren ältesten Vorfahren voraussetzen dürfen, die Freude an der Kunst getragen von einer allgemeinen Verfeinerung des Lebens. Kane, der vielfach Gelegenheit hatte, dieses Volk zu beobachten, liefert das Verzeichniß des Inventars einer von ihm besichtigten Eskimo-Hütte.

„Eine Schale aus Seehundsfell, zum Sammeln und Aufbewahren des Wassers; das Schulterblatt eines Walrosses, welches als Lampe diente, ein flacher Stein, um dieselbe zu stützen; ein zweiter, größer, dünner, platter Stein, um den schmelzenden Schnee darauf zu legen; eine Lanzenspitze mit einem langen Bande aus Walrossschnur; ein Kleidergehänge und die Kleidungsstücke der Leute selbst umfassen die gesammten irdischen Güter dieser armen Familie.“ Aber trotz dieser Armuth fehlt ihnen auch nicht im Allgemeinen ein Sinn für Verschönerung des Lebens. Ihre Lust an Körperkraft und Gewandtheit beweisendem Spiel, an Einzel- und Chorgesang, an Trommelmusik und Tanz spricht für die lebhaft, sinnliche Empfindung dieses Volkes, welche der starrende Norden nicht zu bezwingen vermochte. Parry's Schilderung eines Abends in einer Eskimohütte beweist uns, daß mit aller Beschränkung des uns am nöthigsten erscheinenden Lebenscomforts sich doch eine gewisse Höhe des Lebensgenusses und der Lebensfreude, die Grundbedingung jeder Kunstentwicklung, verbinden kann.

Er erzählt: Wir hatten nur einige Male Gelegenheit, ihre (der Eskimo) Gastfreundschaft auf die Probe zu stellen, und hatten dabei allen Grund, zufrieden zu sein. Die besten Speisen und die beste Wohnstätte, die sie hatten, standen uns zu Diensten, und

die Art ihrer Aufmerksamkeit äußerte sich in einer Weise, wie sie Gastfreundschaft und eine gute Erziehung vorzuschreiben pflegen. Wir werden die zuvorkommende Freundlichkeit, mit der uns die Frauen anboten, uns unsere Kleider auszubessern und zu trocknen, unsere Vorräthe zu kochen und uns Schnee zum Trinken zu schmelzen, nicht so leicht vergessen, und sprechen ihnen daher unsere Bewunderung und Achtung unverhohlen aus. Als ihr Gast verlebte ich nicht nur einen behaglichen, sondern auch einen genussreichen Abend. Denn als die Frauen arbeiteten und sangen, die Männer schweigend ihre Angelschnüre ausbesserten, die Kinder vor der Thür spielten und der Topf über der Flamme einer hellleuchtenden Lampe brodelte, vergaß man eine Zeit lang, daß dies Bild eines häuslich glücklichen Stilllebens in einer Eskimohütte vor sich ging."

Eine ähnliche Gemüthlichkeit, ein ähnlich hoch entwickelter Sinn für die kleinen Lebensfreuden mag wohl auch in den ärmlichen Höhlenwohnungen unserer Vorfahren geherrscht haben, in denen sich, wie in den Eskimohütten, auf dieser Grundlage der Sinn für das Naturschöne und die Fähigkeit, dasselbe nachzuahmen, entwickeln konnte.

Die Lust, sich zu schmücken, die Freude an leuchtenden Farben, rücken zahlreiche Funde in diese alten Zeiten zurück. Man hat glänzende Zähne größerer und kleinerer Thiere an den Enden künstlich durchbohrt gefunden, um als Schmuck theilweise wie Perlen zu Halsketten vereinigt, getragen zu werden, dann Röhren, der wohl zur Bemalung der Haut diente und gar nicht selten schön gefärbte Krystalle, namentlich von Flußspath, bei welchen die künstliche Durchbohrung lehrt, daß sie als geschätzter Schmuckgegenstand gedient haben müssen. Eine gewisse Kenntniß in den Bekleidungskünsten, können wir unseren Höhlenmenschen nicht absprechen. Das beweisen die zahlreich gefundenen Knochenadeln mit Dohr, welche den von den Eskimos zur Herstellung ihrer Kleider benützten Nadeln vollkommen gleichen.